

Michael-Sebastian Honig

Verhäuslichte Gewalt

**Mit einem Nachwort zur
Taschenbuchausgabe:
Sexuelle Ausbeutung
von Kindern**

**suhrkamp taschenbuch
wissenschaft**

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 857

Daß Familienmitglieder gegenseitig ihre körperliche, seelische und sexuelle Integrität verletzen, wird seit einiger Zeit auf neue Weise öffentlich thematisiert. »Gewalt gegen Kinder« und »Gewalt gegen Frauen«, neuerdings »Gewalt gegen Alte« in Familien sind die Stichworte, die eine gesellschaftliche Auseinandersetzung von erheblicher sozialpolitischer Brisanz kennzeichnen.

Um die Spezifität familialer Gewalt zu begreifen, versucht die vorliegende Untersuchung in einem ersten Schritt, die weitgehend in voneinander abgeschotteten Zirkeln – primär der konventionellen Familiensoziologie, der feministischen Sozialwissenschaft, der Therapieforschung und der Sozialpsychologie, aber auch anderer Ansätze – diskutierten Problemstellungen, Konzepte und Befunde als selektive Wirklichkeitskonstruktionen aufzufassen und in einem fiktiven Kolloquium aufeinander zu beziehen.

Im Mittelpunkt des zweiten Untersuchungsschritts stehen Interpretationen narrativer Interviews über die sozialen Bedeutungen von Gewalthandeln im Familienalltag. Sie gelten Normalisierungsstrategien. Das sind nicht Entschuldigungen, Rechtfertigungen, Vorwände oder Ausreden, sondern Erklärungen, mittels derer die Akteure in der Interviewsituation ihrem Gewalthandeln oder Gewalterleiden, von dem sie berichten, Sinn verleihen. Dabei explizieren sie handlungsorientierende Deutungsmuster. Zentrales Thema des Nachworts zur Taschenbuchausgabe ist die sexuelle Ausbeutung von Kindern innerhalb und außerhalb ihrer Familien.

Michael-Sebastian Honig

Verhäuslichte Gewalt

Sozialer Konflikt,
wissenschaftliche Konstrukte,
Alltagswissen,
Handlungssituationen

Eine Explorativstudie
über Gewalthandeln von Familien

Mit einem Nachwort
zur Taschenbuchausgabe 1992:
Sexuelle Ausbeutung
von Kindern

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1992

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 857

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986, 1992

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28457-5

Inhalt

Vorwort	9
-------------------	---

I DIE GESELLSCHAFTLICHE DEFINITION EINES SOZIALEN PROBLEMS: WAS IST DER GEGENSTAND SOZIALWISSENSCHAFTLICHER BESCHÄFTIGUNG MIT GEWALT IN FAMILIEN?

Im Vordergrund: Frauenhäuser und Kinderschutzzentren	22
Der Hintergrund: Gesellschaftliche Auseinandersetzung um private Gewalt	25
Wie die Sozialwissenschaften die Gewalt (in Familien) entdeckten	28
Die Entdeckung: Eine soziale Konstruktion von Wirklichkeit. Das Beispiel »Dunkelziffer«	33
Moralisierung und Verdinglichung: Das Beispiel Dunkelfeldforschung	38
Mythos Gewalt	42
Resümee	47

II SOZIALWISSENSCHAFTLICHE KONSTRUKTIONEN FAMILIALER GEWALT: THEORETISCHE MODELLE UND EMPIRISCHE BEFUNDE

Problemstellungen: Das psychogenetische und das soziogenetische Paradigma	52
Eine nichtpathologische Störung (55) – Mütterlichkeit und die Lebenschancen von Frauen (57) – Gibt es eine »miß-	

handelnde Persönlichkeit«? (59) – Eine komplementäre Perspektive (60) – Soziale Bedingungen von Mißhandlung und Vernachlässigung (62)

Eine ethnopsychische Störung? 67

Eine zivilisationstheoretische Deutung des Generationenverhältnisses (69)

Belege und Reduktionen: Die empirizistische Reformulierung des Problems 71

Ein Modell der Mißhandlungssituation (72) – Befunde zu den Bedingungen familialer Gewalttätigkeit: Ist Gewalt gleich Gewalt? (73) – Befunde zum Ausmaß von Gewaltanwendung in Familien: Doppelmoral (75) – Definitionsprobleme (78)

Rekonstruktion des Zusammenhangs: Theoretische Konzepte über Gewalt in Familien 80

Die strukturelle Gefährdung der familialen Reproduktion (82) – Unterstützung und Kontrolle (84) – Die Paradoxie familialer Intimität (86) – Gewaltanwendung als ultima ratio? (90)

Die feministische Kritik: Betroffenenperspektive und soziale Bewegung 92

Macht und Gewalt(tätigkeit) (94) – Staatspatriarchat (96)

Gewaltanwendung als soziales Handeln 100

Unklare Normen (103) – Erlernte Hilflosigkeit (105) – Erzwungene Nähe (107) – Weiblichkeitsbilder (110)

Resümee 112

III GEWALTHANDELN VON FAMILIEN:
ERGEBNISSE EINER EXPLORATIVEN STUDIE

Fragestellungen und Methoden der Untersuchung und Auswertung	119
Fragestellungen (119) – »accounts« (123) – Untersuchungs- gruppe (126) – Durchführung der Intensivinterviews (127) – Gesprächsleitfaden (132) – Typus der Exploration (133) – Validität und Vergleichbarkeit der Produktion des Mate- rials (134) – Analyse des Materials (136) – Protokolle (136) – Einstellungsdaten und Situationsschilderungen (137) – Register (139) – Der Prozeß der Interpretation (140) – Gültigkeitsmaßstäbe (142)	
Elemente alltagsweltlichen Wissens über familiäre Gewalt	142
Selbstwahrnehmungen (143) – Einstellungsmuster (152) – Erinnerungsbilder (163) – Resümee (167)	
Berichte von Situationen des Gewalthandelns zwischen den Ehepartnern	171
Neutralisierungen (172) – (Zwischenresümee) (185) – Machtstruktur und Gewaltanwendung (187) – (Zwischen- resümee) (203) – Gegenwehr und Gegenseitigkeit (206) – (Zwischenresümee) (215)	
Berichte von Situationen des Gewalthandelns zwischen Eltern und Kindern	217
Gewalthandeln als Erziehung (218) – (Zwischenresümee) (226) – Gegenseitige Abhängigkeit (229) – (Zwischenresü- mee) (241) – Die Vergesellschaftung von Ohnmacht (243) – (Zwischenresümee) (253)	

IV VORÜBERLEGUNGEN ZU EINER THEORIE
FAMILIALER GEWALT

Skizze eines historisch-gesellschaftstheoretischen Bezugsrahmens	258
Normalisierungen: Die Herstellung von Familie als Lebenszusammenhang	268
Gewalt und Intimität	278
 Anmerkungen	 289
 Literaturverzeichnis	 343

NACHWORT ZUR TASCHENBUCHAUSGABE 1992

Sexuelle Ausbeutung von Kindern. Stand und Perspektiven der Forschung	368
 Register	 432

Vorwort

Es ist merkwürdig, daß unsereins eine solche Anhänglichkeit für das Thema Gewalt entwickelt hat. Das beginnt mit dem Entsetzen, das über das Dritte Reich zu empfinden wir nicht aufhören können, während diejenigen, die es zustande brachten in bürokratischer Einstellung, ja augenscheinlich überhaupt nichts dabei empfanden. Und heute, wo die Sozialpädagogik, das kommunikative Handeln ohne jeden utopischen Glanz ist, scheint Gewalt einer der ganz wenigen Begriffe, die überhaupt noch Transzendenz, die Idee von etwas ganz Anderem mit sich führen. (Michael Rutschky 1985, S. 763)

Zwischen dem Entsetzen über Gewalt und der Hoffnung auf Befreiung von Gewalt besteht ein innerer Zusammenhang. Er ist über die Sinnlichkeit des Gewalthandelns und -erlebens vermittelt, über das Leiden und die Lust an der Gewalt. Der Prozeß der Zivilisation hat diesen Zusammenhang verkehrt. Dafür steht exemplarisch die bürokratisch-industrielle Organisation der Vernichtung im Nationalsozialismus. Seither ist unübersehbar geworden, daß die menschliche Vorstellungskraft, die Fähigkeit, Angst zu haben, und die Möglichkeit, Verantwortung und Schuld auf sich zu nehmen, dem zivilisatorisch fortgeschrittensten Niveau der Drohung mit Gewalt nicht mehr gewachsen sind. Wenn die gegenseitige Vernichtungsdrohung zum Synonym für Frieden wird, wird das individuelle Gewalthandeln zu einer Vergewisserung des eigenen Selbst und darin zum Protest; daher rührt, was Rutschky den »utopischen Glanz« nennt. Die Angst wird diffus, weil sie kein sinnlich-anschauliches Objekt mehr hat; zugleich wird die Betroffenheit, der moralische Diskurs über die Legitimität von Gewalt, unverhältnismäßig. Sie gilt jetzt vorzüglich dem Bild der Gewalt, dem die individuelle Gewalthandlung als Erkennungssignal dient; ihre Empörung richtet sich auf das Spektakuläre, während sie die Gewalt des Bildes in der Wirklichkeit nicht mehr erkennt (Willemsen 1985).

In der Familie scheinen Gewalt und Sinnlichkeit noch nicht voneinander abgespalten. Empörung und Betroffenheit können

daher, so scheint es, unmittelbar in eine Befreiung der Familien von Gewalt übergehen: Als müsse man sie nur entdecken, um sie beseitigen zu können.

Zwei Thesen sind für diese Arbeit zentral. Die eine lautet: »Gewalt in Familien« ist keine unmittelbar gegebene soziale Realität. Man muß sie vielmehr als eine Chiffre öffentlicher Diskurse über familiäre Gewalt auffassen, die das Verhältnis von Herrschaft und Intimität in Familien zugleich ausdrückt und unkenntlich macht. Die andere These läßt sich so formulieren: Als Lebenspraxis von Familien fügt sich die Gewalt keineswegs dem öffentlichen Bild von Brutalität und Verfügung, sondern ist in irritierend mehrdeutiger Weise verwoben mit dem Familienalltag und seinen sozialen Funktionen. Allein als ein Scheitern in Beziehungen ist die Gewalt von Familien nicht zureichend begriffen. Aber: Als was läßt sie sich dann begreifen? Wie läßt sich jene irritierende Mehrdeutigkeit, in der die Grenzen zwischen »dem Bösen« und der Normalität brüchig werden und verschwimmen, beschreiben und verstehen/erklären? Das ist das Thema dieser Untersuchung.

Als sensibilisierende und perspektivierende Annahmen bilden diese Thesen den Ausgangspunkt, werden in einer immanenten Kritik des vermeintlich gesicherten Wissens über Gewalt in Familien substantiiert und in Interpretationen narrativer Interviews über Situationen des Gewalthandelns konkretisiert. Der Gang der Argumentation insgesamt versucht, eine *Problemstellung zu formulieren*. Sie wird abschließend in einigen wesentlichen theoretischen Elementen resümiert. In diesem Sinne will die vorliegende Untersuchung eine Explorativstudie sein.

Das Material der Untersuchung ist das institutionalisierte/öffentliche und das informelle *Reden über Gewalt* in Familien. Die theoretische Reflexion muß sich mit Diskursen und Bildern, die forschungspraktische Exploration mit Selbstdarstellungen und Alltagstheorien von Akteuren konfrontieren. Diese unterschiedlichen Formen des Redens über Gewalt regulieren, mit je unterschiedlichen Graden der Verbindlichkeit, die *Legitimität* des Gewalthandelns. Sie ziehen Grenzen, explizieren dabei Kriterien des Unterscheidens, schließen ein und grenzen aus, kurz: sie codieren Wirklichkeit, genauer: sie *konstruieren Normalität*. Dabei variieren die Normalitätsmaßstäbe mit der Pluralität sozialer

Wirklichkeiten (Wahl/Honig/Gravenhorst 1985), in denen sie als Orientierungsmuster fungieren. Das Spezifische an den sozialen Konstruktionen von Gewalt (in Familien) ist, daß sie dem Körper gelten. Das Soziale trifft auf ein Proto-Soziales, das zugleich sozial vermittelt ist. In anderen Worten: Die Analyse der sozialen Konstruktionen von Gewalt ist immer bezogen auf ein Leiden an der Gewalt, auch wenn das Leiden selber diffus ist und nicht eindeutig auf Gewalt als seine Quelle verweist.

Der erste Teil der Untersuchung thematisiert den gesellschaftlichen Konflikt um die Legitimität privater/familialer Gewalt. Die staatliche Rechts- und Sozialpolitik, sozialtherapeutische Agenturen und soziale Bewegungen konkurrieren um Definition und Bearbeitung familialer Gewalt als soziales Problem. So unterschiedlich, ja: gegensätzlich die konkurrierenden Diskurse die soziale Wirklichkeit und Bedeutung familialer Gewalt codieren: Gemeinsam ist ihnen die Voraussetzung, daß Gewalt als Familienwirklichkeit kein Recht hat, daß es sie nicht geben darf. Symbolisiert ist diese quasi apriorische Ausgrenzung der Gewalt aus dem Spektrum legitimer Familienwirklichkeiten in dem spektakulären Bild von Blut und Tränen, das als Metapher für Gewalt schlechthin fungiert. Es verlangt nach dem fraglos pazifizierenden Eingriff in den familialen Lebenszusammenhang, sei es als Strafe, als Hilfe oder als Trennung. Das Bild von Blut und Tränen transportiert Empörung und verhindert so zu sehen, was genau geschieht, und zu verstehen, was genau es für die Beteiligten bedeutet. In diesem Sinne wird im Anschluß an Roland Barthes (1967) und Tilmann Broszat (1984) vom *Mythos Gewalt* gesprochen.

Sozialwissenschaftliche Forschung über familiale Gewalt gewinnt ihren Gegenstand in einer Kritik dieses Mythos. Wenn »Gewalt« (in Familien) die Metapher eines sozialen Konflikts ist, zersplittert die vorgebliche Evidenz und Objektivität. Wenn die Stilisierung zur Ausnahme, zum Gegenbild der Normalität, zum »Bösen« durchschaut ist, stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang der spektakulären Brutalität mit der Alltäglichkeit des Familienlebens; und da der Blick nicht mehr empört abgewendet wird, rücken subjektive Intentionen und soziale Funktionen ins Bild. Diese Perspektive muß provozieren, denn sie scheint unmoralisch die Fragen der Legitimität, der Herrschaft und des Lei-

dens zu ignorieren. Es handelt sich indes lediglich um eine methodische Indifferenz: Tatsächlich verflüchtigt sich die Empörung unter dem analytischen Blick, in gleichem Maße aber diffundiert die Gewalt, sensibilisiert sich der Blick, wird das angeblich Unheimliche alltäglich. Das Außergewöhnliche sickert gewissermaßen in die Normalität ein. Der Gang der Untersuchung verfolgt zwei Wege der Annäherung: Auf dem einen vergewissert sie sich ihres Gegenstandes, indem sie die sozialwissenschaftlichen Konstruktionen familialer Gewalt einer immanenten Kritik ihrer Verdinglichungen unterzieht; auf dem anderen Wege fragt sie nach den Maßstäben, nach denen die Akteure selber die Normalität von Gewalthandeln als Familienwirklichkeit bemessen, indem sie diese in Situationsschilderungen explizieren läßt. Theorie und Empirie der sozialwissenschaftlichen Forschung bilden genau genommen einen weiteren öffentlichen Diskurs über familiale Gewalt. Er unterscheidet sich aber dadurch, daß er sich in seiner Theoriebildung selber zum Gegenstand machen kann. Daher werden *im zweiten Teil der Untersuchung* die weitgehend in voneinander abgeschotteten Zirkeln – primär der konventionellen Familiensoziologie, der feministischen Sozialwissenschaft, der Therapieforschung und der Sozialpsychologie, aber auch anderer Ansätze – diskutierten Problemstellungen, Konzepte und Befunde einerseits als selektive Wirklichkeitskonstruktionen (gewissermaßen ohne Erkenntnisprivileg) aufgefaßt. Andererseits steht die Auseinandersetzung mit ihnen unter der konstruktiven Fiktion einer real existierenden scientific community als reflexiver Totalität ihres gesellschaftlich vermittelten Gegenstandes. Unter dieser Voraussetzung werden die subjektiv-intentionale, die familiendynamische und die sozialstrukturelle Ebene der Beschreibung und Konzeptualisierung familialer Gewalt unterschieden und in einen Zusammenhang gebracht. Dabei zeichnen sich gewissermaßen durch die Inkonsistenz des »gesicherten Wissens« hindurch Umrisse einer Wirklichkeit ab, die sich den Ausgrenzungen der öffentlichen Diskurse nicht fügt. Dem prägnanten Bild spektakulärer Brutalität, das für »Gewalt« stehen soll, steht die ebenso unermüdliche wie erfolglose Suche nach einem abgrenzbaren Typus von Familienproblemen, nach einem Typus der »Gewaltfamilie« gegenüber. Gewalt ist als Familienwirklichkeit eigentümlich diffus und kaum als abwei-

chendes Verhalten abgrenzbar. Gewalt kommt in »ganz normalen« Familien vor, wird von »ganz normalen« Männern, Frauen, Eltern ausgeübt. Alle Versuche, Gruppen von Risikofaktoren zu bestimmen, Risikopopulationen zusammenzustellen und Ursachen familialer Gewalt trennscharf zu bestimmen, müssen als gescheitert angesehen werden. Natürlich sind die Fortschritte im pragmatischen Wissen groß, man weiß mittlerweile viel über Bedingungen, die zu Gewalttätigkeit von Familienmitgliedern beitragen. Aber die Lücken in der Theoriebildung sind unübersehbar. Die avanciertesten – handlungstheoretisch, (ethno)psychoanalytisch und im Kontext einer Theorie sozialer Probleme argumentierenden – Ansätze haben den Glauben an die Objektivierbarkeit der Gewalt aufgegeben und sind reflexiv geworden. Die narrativen Interviews, die im Mittelpunkt *des dritten Teils* stehen, wurden in der Perspektive geführt, ob sich »Gewalt in Familien« womöglich besser begreifen läßt, wenn man sie als sinnhaft strukturiertes soziales Handeln und als selbstverständlich-funktionales Element des Familienalltags betrachtet, statt sie von vornherein in einen Gegensatz zu Kommunikation und Intimität zu bringen, als sprachlos-manifeste Herrschaft, Nicht-Anerkennung zu fassen. Deklarierte »Gewaltfamilien« und Familien, die keine Unterstützung bei psycho-sozialen Diensten suchen, wurden gefragt, welche Rolle Gewalthandeln bei ihnen spielt; sie haben ausführlich geschildert, wie es bei ihnen zu Gewalthandlungen kommt, wie sie sich dabei fühlen und wie sie sich die Ursachen erklären. Dabei kamen gesellschaftlich gemeinhin für unproblematisch erachtete Ereignisse ebenso zur Sprache wie massive Mißhandlungen. An diesen Schilderungen und Erklärungen ist weniger wichtig, ob sie »wahr« sind, sondern was sie den Interviewern vermitteln wollen. Für die Interpretationen sind diese *Normalisierungsstrategien* relevant. Darunter werden nicht Entschuldigungen oder Rechtfertigungen (»accounts«, Scott/Lyman 1968; Sykes/Matza 1968), Vorwände oder Ausreden verstanden, sondern Erklärungen (Bograd 1984a), mittels deren die Akteure ihr Handeln und Erleben als Teil der familialen Normalität, als Teil des *Spektrums legitimer Familienwirklichkeiten* ausweisen. Im Sinne sozial verbindlicher Normalitätswürfe (Oevermann 1985) explizieren die Akteure im Interview *Orientierungsmuster sozialen Handelns*. Dabei kennzeichnet es

die paradoxe Strategie dieses methodischen Vorgehens, daß es ein rationales Kalkül der Akteure, also willentliches und bewußtes Handeln, fingiert. So werden Brüche sichtbar, an denen die komplexen Determinationen des Gewalthandelns studiert werden können.

Was ist das für eine Normalität, in der sich die, die sich doch am nächsten stehen, Gewalt antun? Wo die Interviews nach den Intentionen und subjektiven Deutungen fragten, richten sich die Interpretationen auf den Strukturaspekt der Schilderungen: Was macht den Schlag möglich (statt: Warum schlägt jemand zu?)? Damit gewinnen die Interpretationen eine Souveränität gegenüber dem Ereignis und sehen die funktionalen Äquivalente physischer, psychischer und sexueller Viktimisierung in Familien. Die Typisierungen, in denen *der vierte Teil* den theoretischen Ertrag der Untersuchung zu resümieren versucht, laufen jedoch Gefahr, die Vielfalt der Vermittlungen zugunsten »glatter« Erklärungsmuster zu verkürzen, ihr zum Teil gar nicht mehr nachzugehen und so ihrerseits die Familienwirklichkeit von Gewalt zu verdinglichen. Diese Gefahr ist um so gravierender, als diese Erklärungsmuster die Subjektivität der (Leidens-)Erfahrung und die Intentionalität der (verantwortlichen) Handlung mit der Analyse der sozialen Vorstrukturiertheit von Situationen des Gewalthandelns zu verknüpfen suchen. Dies geschieht über eine Fokussierung auf Brucherfahrungen der Akteure und auf Kontingenzen ihres Handelns, über die sich die Vergesellschaftung familialer Gewalt vermittelt. Erklärt werden muß nicht primär, warum oder unter welchen Bedingungen Akteure gewalttätig werden, sondern wie die Akteure Gewalt im Medium der Intimität reproduzieren, obwohl sie selber darunter leiden.

Im interpretierenden Durchgang durch das Protokollmaterial eröffnet sich die strategische Einsicht, daß »Gewalt« weniger ein sichtbares Verhalten in Familien bedeutet als ein Strukturmerkmal, das für die moderne, eigentumslose Kleinfamilie ebenso charakteristisch ist wie ihre emotionale Intensität. Es ist nicht unhistorisch, sondern an die Intimität der modernen Familie gebunden, gewissermaßen ihre »andere Seite«, so daß weniger die manifeste Gewaltanwendung als eine strukturelle Labilität im Verhältnis von Macht und Schutz, von Fürsorge und Ausbeutung, von Bindung und Individuierung, von Unterlegenheit und

Besonderheit die Gewalt von Familien charakterisiert. Es leuchtet ein, daß diese Familienwirklichkeit sich den Ausgrenzungskriterien der öffentlichen und professionellen Diskurse über »Gewalt in Familien« weitgehend entzieht.

Diese strategische Einsicht über den Doppelcharakter familialer Intimität läßt sich in drei Thesen differenzieren: Die These von der inhaltlichen *Offenheit* familialer Gewalt sieht die Dialektik der Herrschaft, wie sie paradigmatisch von Hegel im »Kampf um Anerkennung« analysiert worden ist. In jüngster Zeit haben Margrit Brückner (1983) und Jessica Benjamin (1985) mit ihren stark psychoanalytisch geprägten Analysen des Verhältnisses von Erotik und Herrschaft daran angeschlossen. Die These von der *Eigenlogik* familialen Gewalthandelns betont im Anschluß an Ostner/Pieper (1980) die konstitutive Bedeutung einer schöpferischen sozialen Praxis der Akteure für die Realisierung von Familie. In diesem Sinne wird Gewalthandeln als paradoxe Strategie der Herstellung eines familialen Lebenszusammenhangs begriffen. Die These von der *Historizität* familialer Gewalt schließlich sieht die Intimität der modernen Kleinfamilie verschränkt mit der Entwicklung eines marktvermittelten Familienhaushalts, der geschlechtshierarchisch segmentiert ist. Damit geht die Entstehung einer Kindheit einher, in der das Generationenverhältnis nicht über individuell-ökonomische Interessen am Nachwuchs, sondern primär emotional vermittelt und damit strukturell labil ist. Im Prozeß der Modernisierung/Individualisierung tritt die Problematik von Bindung und Differenzierung in intimen Beziehungen überhaupt erst auf; ebenso sehr wird es erst unter diesen historischen Bedingungen notwendig, Familie als gemeinschaftliches Lebensmuster alltäglich herzustellen. Unter diesen Thesen wird in einem Fallbeispiel erkennbar, daß die verfügende Gewaltanwendung eines Mannes gegenüber seiner Frau, statt Ausdruck einer normativ abgestützten Überlegenheit zu sein, eine kontrafaktische individuelle Strategie sein kann, um ein historisch überholtes Identitätsmuster zu bestätigen; Sanktionen der Instanzen sozialer Kontrolle sind die Konsequenz. Dabei werden die Vorstellungen von einer »normalen« Ehe, einer »normalen« Familie, denen der Mann folgt, von seiner Frau (dem Opfer) geteilt, obgleich sie unter den Schlägen wehrlos ist. In einem anderen Beispiel wird erkennbar, daß Gewalthandeln eine im Verhältnis

von Müttern und Kindern – wie es gesellschaftlich vorstrukturiert ist – angelegte Möglichkeit ist, im Kampf um Anerkennung als eigene und unabhängige Person die Beziehung und Bindung zum kindlichen Gegenüber zu bewahren. Verzweiflung und Schuldgefühle sind die Konsequenz.

Gewalthandeln von Familienmitgliedern folgt der Struktur von Familie und ist zugleich ein Versuch, deren widersprüchliche Tendenzen zu bewältigen: ein Versuch, der – wenn überhaupt – in den öffentlichen Diskursen nur als Scheitern an Familie codiert wird. Lassen sich andere Maßstäbe und Grenzen familialen Gewalthandelns in verallgemeinerbarer Weise begründen? Diese Frage richtet sich auf die *Grenzen einer Kritik des Mythos Gewalt*. Sie hat ja darin ihr Recht, daß sich die Normalitätsmaßstäbe der öffentlichen Diskurse über familiäre Gewalt als Diskurse der Ausgrenzung in eine Logik des Zivilisationsprozesses einfügen, in der das Versprechen auf Überwindung der Gewalt in Gestalt einer Monopolisierung der legitimen physischen Gewalt-samkeit beim Staat, durch die institutionalisierte Drohung mit Gegengewalt also, eingelöst wurde. Dieser Logik folgen – wie die gegenwärtige Diskussion über den sexuellen Mißbrauch von Kindern, meist Mädchen, in ihren Familien zeigt – sogar Teile der Frauenbewegung, die private/familiäre Gewalt als politisches Problem codieren; sie wollen die strafende Gewalt des Staates als sittliche Instanz rehabilitieren (Scheerer 1985). »Verhäuslichte Gewalt« als Titel der vorliegenden Untersuchung spielt darauf an, daß die Gewalt von Familien auf die Monopolisierung der Staatsgewalt bezogen ist und im Prozeß der Zivilisation ebenso sehr domestiziert wie aus dem öffentlichen Leben ausgegrenzt wurde. Es spricht einiges dafür, daß – gemessen an den Maßstäben der öffentlichen Skandalisierung – Familien noch nie so friedfertig waren wie in der Gegenwart. Die Legitimation familialer Gewalt hat sich historisch enorm gewandelt; die rohe Gewalt ist »veraltet« (Rutschky). Insofern könnte die große öffentliche Resonanz auf die Skandalisierung für die Pazifizierung der Familie sprechen und zugleich anzeigen, daß die öffentlichen Diskurse die historisch-konkrete Form familialer Gewalt verfehlen, ja: unkenntlich machen.

Die Kritik des Mythos Gewalt will dazu beitragen, diese historisch-konkrete Form familialer Gewalt zu bestimmen. Indem sie

auf die Janusköpfigkeit von Befriedung und Disziplinierung reflektiert, wirft sie mit ihrer Analyse auch die Frage nach *Strategien der Befreiung von Gewalt* auf. Mit anderen Worten: Eine Kritik des Mythos Gewalt, wie sie den roten Faden dieser Arbeit bildet, bewegt sich immer schon im Horizont einer kritischen Moral. Wie sich alternative Kriterien der Legitimität bzw. Illegitimität familialen Gewalthandelns begründen ließen, wird dabei jedoch bestenfalls angedeutet; ohne diesen Hinweis könnte der Gang der Argumentation mißverstanden werden.

Das Projekt, die Legitimität familialen Gewalthandelns jenseits des Kreislaufs von Gewalt und Gegengewalt zu begründen, sieht sich der Schwierigkeit gegenüber, daß sich auf der inhaltlichen Offenheit und der Eigenlogik familialen Gewalthandelns keine verallgemeinerbaren Kriterien seiner Legitimität begründen lassen. Die Grenzen einer Kritik des Mythos Gewalt werden vom geschlechts- und generationshierarchischen Bias familialer Gewalt bestimmt, der die Offenheit und Eigenlogik des familialen Gewalthandelns bricht. Eine Strategie der Befreiung und damit eine Überwindung dieser Grenzen würde bedeuten, daß die Monopolisierung der legitimen physischen Gewaltsamkeit beim Staat auch auf die Intimsphäre ausgedehnt würde, mit anderen Worten: Angesichts der spezifischen Betroffenheit von Frauen und Kindern durch familiale Gewaltverhältnisse müßte der Staat die Persönlichkeitsrechte von Frauen und Kindern gegenüber (Ehe-)Männern und Vätern aktiv schützen und so die historische Freisetzung der Individuen aus partikularen Bindungen und Verfügungsrechten – immerhin ein zentrales Element der gesellschaftlichen Modernisierung – vollenden. Hier ist also die emanzipatorische Funktion des (sozialstaatlich transformierten) Gewaltmonopols gefordert, die nicht nur formelle Gleichheit verspricht, sondern auch der Besonderheit von sozialen Lagen schützend und fördernd Rechnung tragen will. Solange jedoch die Pflicht der Ehefrau zur ehelichen Lebensgemeinschaft (§ 1353 1 2 BGB) eine Rechtspflicht zum Geschlechtsverkehr einschließt (Horn 1985), wird man von Vergewaltigung in der Ehe als einer Form rechtlich lizenzierter Gewalt gegen Frauen sprechen müssen. Befriedung der Privatsphäre durch das staatliche Gewaltmonopol bedeutet hier eine Institutionalisierung naturwüchsiger Abhängigkeitsverhältnisse. Befreiung von Gewalt würde hier

daher umgekehrt eine Ent-Staatlichung der Privatsphäre verlangen, desgleichen im Bereich der öffentlichen Interventionen zum Schutz des Kindes: Obwohl sozialtherapeutische Interventionsmodelle an Einfluß gewinnen, ist die rechtliche Grundstruktur der Intervention immer noch auf die Wahrung des Kindeswohls qua Trennung von der Familie gerichtet. Sie reagiert auf eine Krise der Familienbeziehungen mit einem zerreißenen Eingriff, der überdies von Sanktionsdrohungen begleitet wird. Würde darauf grundsätzlich verzichtet und würde außerdem die Abhängigkeitsstruktur Familie durch aktive Gleichberechtigungspolitik virtualisiert, dann könnte die familienstrukturelle Dialektik von Herrschaft und Intimität vielleicht kultiviert und/oder ritualisiert werden. Daß sie beseitigt werden könnte, ist eine sozialhygienische Kontrollphantasie. Jessica Benjamin formuliert die Utopie: »Erotische Beziehungen müßten dann eine Art Experimentierfeld werden, wo die Individuen versuchen, das Gefühl der Spannung zwischen Verlust und Bestätigung des Selbst, zwischen Negation und Anerkennung des Anderen immer wieder zu erzeugen« (Benjamin 1985, S. 26).

Texte wie der vorliegende sind letztlich immer Produkte kollektiver intellektueller Arbeitsprozesse. Allerdings trage ich für seine Unvollkommenheiten allein die Verantwortung. Ich möchte mich besonders bei Katharina Abelmann, Wolfgang Bonß, Ingrid Breckner, Wilhelm Brinkmann, Anette Engfer und Charles McGehee bedanken. Ilona Ostner meinte, »Gewalt« sei kein wissenschaftsfähiges Thema; heute meint sie, von »Gewalt« handle die Arbeit eigentlich nicht. Ich verdanke ihr viele wichtige Ideen, auch wenn sie es nicht glaubt. Ludwig Liegle hat die Dissertationsfassung betreut; er hat mir sehr dabei geholfen, daß ein vager Plan Schritt für Schritt Gestalt gewann. Als die Dissertation fertig war, hat mich Hans Thiersch mit seinen vehementen Einwänden daran erinnern müssen, daß eine Rekonstruktion der Alltäglichkeit familialer Gewalt Gefahr läuft, das Leid derer zu vernachlässigen, denen Gewalt angetan wird.

Alle englischsprachigen Zitate wurden von mir ins Deutsche übertragen. Das Register wurde von Haymo Pelz erarbeitet, der damit einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet hat, den Gebrauchswert dieses Buches zu steigern. Die verschiedenen Fassungen des Manuskripts und die Transkriptionen der Intensiv-

interviews hat überwiegend Helga Laugsch-Hampel hergestellt. Sie hat hervorragend gearbeitet.

Am meisten jedoch verdanke ich meiner Kollegin Lerke Gravenhorst und meinem Kollegen Klaus Wahl. Lerke ist die beste Kritikerin, die ich kenne: präzise und unterstützend; Klaus ist von großen Tönen nicht zu beeindrucken und theoretisch ebenso kenntnisreich wie unbestechlich. Wir haben fast zehn Jahre miteinander gearbeitet, ohne einander überdrüssig zu werden. In dem vorliegenden Text steckt so viel gemeinsame Arbeit und gemeinsame Lebens-Zeit, daß ich ihn meinen beiden Kollegen und Freunden widme.